

Blätter aus Krain.

Beilage zur Laibacher Zeitung.



Nr. 32.

Erster Jahrgang.

8. August 1857.

Die alte Gräfin.

Im Grafenschloß, im alten Zimmer,
Bei einer Kerze trübem Schimmer,
Da sitzt die Gräfin stumm und bleich.
Die Augen starr, die Züge steinern,
So todtenfarb, so elfenbeinern,
Ganz einem Marmorbilde gleich.

Ein Atlaskleid nach altem Schnitte;
Ein schwarzer Gürtel um die Mitte,
Ein steifer feiner Spitzenrand —
So sitzt sie da mit schnee'gem Haare,
Als säß sie hier schon hundert Jahre
Und rührte weder Fuß noch Hand.

Die Wandtapeten rings, die rothen,
Das Holzgetäfel an dem Boden,
Die Eichenthür voll Schnörkelei'n;
Die schweren Sessel, goldbeschlagen —
Es scheinen wunderbare Sagen
Aus einer stolzen Zeit zu sein.

Die Gräfin sitzt ohne Regung,
Auch nicht die leiseste Bewegung
Verkündet, daß sie Leben hat.
Kein Puls durchzuckt die bleichen Glieder;
Die Hand hängt an der Seite nieder
So alabastern, kalt und glatt.

Ihr Geist jedoch ist stark und kräftig,
Er schlummert nicht, er ist geschäftig
Und webt an einem alten Traum.
Er löst von jener Zeit die Siegel,
Und wie in einem Zauberspiegel
Tritt Bild um Bild hell in den Raum.

Und Bild um Bild verschwindet wieder,
Wie aus zerriss'nen Wolken nieder,
Zu Nacht das bleiche Mondenlicht.
Die Gräfin sitzt mit starren Nieren,
Kein Bild, das ihrem Geist erschienen,
Die kalte, stumme Haltung bricht.

Doch endlich schwebt auf Blüthenwegen
Ein wohlbekanntes ihr entgegen,
Pocht leise an ihr altes Herz.
Da fährt sie jäh und wild zusammen,
Das Auge sprühet wieder Flammen,
Die Lippe hebt im stummen Schmerz.

Gebrochen ist die Zaubersessel.
Sie springt empor von ihrem Sessel;
Sie streckt die Hände aus und spricht.
Sie spricht ein Wort — wie Liebe klingt es,
Wie Liebe aus dem Munde bringt es —
Wem gilt das Wort? — Ich weiß es nicht.

Dann sinkt sie wieder in ihr Träumen.
Sie hört den Strom der Zeit nicht schäumen,
Sie kennt nicht Lust, sie kennt nicht Noth.
So sitzt sie droben in dem Schlosse,
Des Grafenstammes letzter Erosse
Und harret auf den Erlöser — Tod!

L. J.

B e l a.

Eine Erzählung vom Kaukasus.

nach Kermontoff von L. J.

(Schluß.)

Wir ritten ruhig neben einander mit schlaffen Zügeln und hatten beinahe das Fort erreicht, das nur durch das Gehölz unsern Blicken versteckt war. Plötzlich hörten wir einen Schuß. Wir schauten uns gegenseitig in's Gesicht und ein und derselbe Verdacht zuckte in uns auf. Wir gallopirten kopfüber nach der Richtung des Kastells und sahen eine Gruppe Soldaten auf den Wällen. Sie blickten in das offene Feld und dort flog ein Reiter mit der Schnelligkeit eines Pfeils, etwas Weißes vor sich auf dem Sattel haltend. Gregorii Alexandrowitsch stieß einen lauten Schrei aus, daß der beste Tschetchanz es nicht besser gekonnt hätte, riß die Klinte aus dem Futteral und fort. Ich ihm nach.

Glücklicherweise, da die Jagd nicht glücklich ausgefallen, waren unsere Pferde noch frisch; sie legten so viel Wegs zurück, als man verlangen konnte, und jeder Augenblick brachte uns dem Gegenstand näher und näher. Endlich erkannte ich Kasbitisch, nur konnte ich nicht herauskriegen, was er da vor sich führte. Ich war jetzt wieder neben Petchorin und rief ihm zu, daß es Kasbitisch sei. Er warf mir einen Blick zu, nickte und gab seinem Pferde die Sporen. Endlich waren wir nur noch einen Klintenschuß von dem Räuber entfernt. Entweder war es, daß Kasbitisch's Pferd ermüdete, oder daß es schlechter als die unsrigen war, kurz: er wurde überholt. Ich garantiere, er dachte in diesem Augenblicke an seinen Karegös.

Als ich nach Petchorin blickte, sah ich, wie er eben im vollen Gallop die Flinte anlegte. Nicht feuern! rief ich ihm zu; spare Deine Ladung, wir werden ihn jetzt fangen. Aber so ist die Jugend: sie gibt nie Feuer im rechten Augenblick. Der Schuß ging los, während ich sprach und die Kugel traf das Pferd in das Hinterbein; es machte noch einige Schritte, strauchelte und fiel auf die Knie. Kasbitsch war sogleich auf seinen Füßen und jetzt sahen wir, daß er ein weibliches Wesen dicht verhüllt in seinen Krallen hielt. Es war Bela — arme Bela! Er rief uns etwas in seiner Sprache zu und nahm seinen Dolsch zum Stoße. Da war keine Zeit zu verlieren. Ich feuerte sogleich auf's Ungefähr und glaubte ganz gewiß, ich hätte ihn in die Schulter getroffen, denn sein Arm sank alsbald nieder. Als der Rauch sich verzogen, da lag das verwundete Pferd auf dem Boden und Bela ihm zur Seite; aber Kasbitsch, seine Flinte in die Büsche schleudernd, kletterte über die Felsen wie eine Kage. Was würde ich nicht gegeben haben, hätte ich ihn mit einer Kugel herunter bringen können! Aber unsere beiden Gewehre waren abgeschossen. Wir sprangen von unsern Pferden und eilten zu Bela. Armes Geschöpf! Sie lag bewegungslos und das Blut rann aus ihrer Wunde. Welcher Bösewicht! Hätte er sie nur in das Herz getroffen, es wäre mit einem Male ausgewesen — aber so in den Rücken! es war ein echter Mörderstoß. Sie war besinnungslos; wir zerrissen ihren Schleier und stopften die Wunde, so gut als wir konnten; — vergebens küßte Petchorin ihre kalten Lippen — nichts konnte sie zum Bewußtsein zurückbringen.

Petchorin hob sie, ich half ihm, legte sie sorgfältig vor ihm auf den Sattel, er schlang seinen Arm um sie und wir ritten zurück nach dem Fort. Wir schickten nach dem Wundarzt, er war etwas betrunken, aber er kam; und nachdem er die Wunde untersucht, sagte er uns, sie würde keine zwei Tage leben. Indessen, er irrte —

„Genaß sie?“ frug theilnehmend des Kapitäns Gast.

„Nein,“ erwiderte der Kommandant. Der Wundarzt irrte nur insofern, als sie noch über zwei Tage lebte.

„Sagt mir aber,“ unterbrach der Gast den Erzähler auf's Neue, „wie hat Kasbitsch es angefangen, sie zu entführen?“

„Auf diese Weise: Gegen Petchorin's ausdrücklichen Wunsch war sie aus dem Fort nach dem Strom gegangen. Das Wetter, sehr, war sehr heiß, so setzte sie sich auf einen Stein und badete ihre Füße im Wasser. Da gerade stahl sich Kasbitsch zu ihr hin, fiel über sie her, drückte seine Hand ihr auf den Mund, schleppte sie in das Dickicht, wo er mit ihr auf sein Pferd sprang und forteilte. Unterdessen wurde es ihr möglich, zu schreien; die Wachen wurden allarmirt; sie schossen, aber erfolglos und in diesem Augenblick kamen wir an.“

„Allein, was war Kasbitsch's Beweggrund, sie zu entführen?“

„Beweggrund? Warum? Sie sind alle notorische Räuber, diese Circassier. Wenn irgend ein Ding schlecht bewacht ist, so könnt ihr versichert sein, sie sorgen dafür, daß es nicht allein ist. Manche Sachen mögen sie gar nicht gebrauchen können, aber

sie stehlen sie demungeachtet. Ueberdies hatte er längst eine Neigung zu dem Mädchen.“

„Und Bela starb?“

„Sie starb; aber sie duldete lange und wir mit ihr. Ungefähr Nachts um zehn Uhr kehrte ihr Bewußtsein wieder. Wir saßen an der Seite ihres Bettes. Im Moment, als sie die Augen aufschlug, rief sie nach Petchorin.“

Hier bin ich, meine Zhaneshka (meine kleine Seele), sagte er, ihre Hand in die seinige schließend.

Wir versuchten, sie zu trösten und sagten ihr, der Wundarzt habe für gewiß versichert, er werde sie wieder herstellen. Sie schüttelte ihr Köpfschen und kehrte ihr Gesicht gegen die Wand. Sie war nicht geneigt, zu sterben. Während der Nacht begann sie irre zu sprechen; ihre Stirn brannte und Fieberschauer erschütterten wiederholt ihren Körper. Sie sprach in gewissen Phrasen von ihrem Vater und ihrem Bruder; sie würde gehen zu den Bergen ihrer Heimat. Dann schwakte sie von Petchorin, rief ihn mit allen Arten von zärtlichen Namen, oder schalt ihn, daß er aufgehört habe, seine Zhaneshka zu lieben. — — —

Wohl, wohl! Es war gut, daß sie starb; denn was würde aus ihr geworden sein, hätte Petchorin sie verlassen? Es würde sicher so gekommen sein, früher oder später. Eins nun, ich gestehe es, bekümmerte mich besonders: sie nannte meinen Namen nicht, bevor sie starb, und ich versichere jetzt, ich liebte sie wie ein Vater. Wohl! Gott vergebe ihr das! Und im Ganzen genommen, wer bin ich auch, daß sie meiner in ihren letzten Augenblicken sollte gedenken?

„Wie ertrug es Petchorin?“ frug der Gast.

„Petchorin war eine lange Zeit krank,“ sagte der Kapitän, „er zehrte ab, der arme Bursche; wir sprachen von der Zeit an nie wieder von Bela. Nach drei Monaten wurde er in ein anderes Regiment versetzt und verließ Georgien; wir sind uns seitdem nie wieder begegnet.“

„Hörtet Ihr nie, was später aus Kasbitsch geworden?“

„Aus Kasbitsch? Ich weiß es wirklich nicht. Ich bin indess berichtet, daß auf unserer rechten Flanke ein gewisser Kasbitsch, ein wilder Bursche, sein Wesen treibe, ob es aber derselbe ist, weiß ich nicht.“

Weyer's Cave.

Virginien besitzt in seinen Gebirgen eine berühmte Höhle, „Weyer's Cave“ genannt. Frau Talvj liefert im Westermann'schen „Deutschen Monatshefte“ die folgende Beschreibung ihres vorjährigen Besuches derselben: „Die merkwürdige Höhle befindet sich in einem etwa 200 Fuß hohen Berggrücken, der eine kleine Stunde westlich vom blauen Gebirge sich in paralleler Richtung längs seinem Fuße hinzieht. In dem nämlichen Berge, und zwar auf dem Wege vom Hause des Führers nach Weyer's Höhle, befindet sich eine andere große Grotte, als Madisons Cave bekannt und von Jefferson in seinen „Notes on Virginia“ als sehr merkwürdig gepriesen. Allein seitdem ein Jäger von deutscher Abkunft, Bernhard Weyer, im J. 1804, einen Ueber verfolgend, der hier hauste, diese um

Vieles größere und wunderbarere entdeckt, ist von jener nicht mehr die Rede und man geht, ohne sie zu beachten, an ihrem Eingang vorüber.“

„Der Führer, auch ein Sohn deutscher Väter, der Mohler — früher wohl Möhler — heißt, ein Mann von gar energischem tüchtigem Wesen und voll der aufmerksamsten Höflichkeit, hält zugleich ein Wirthshaus, und zwar eines der besten ländlichen Wirthshäuser, das wir noch in Virginiën gesehen. Es liegt gar freundlich am nördlichen Ende des Berges, am Ufer eines Armes des Shenandoah, an dessen Rande ein angenehmer Gang, kaum zehn Minuten lang, nach dem Eingang der Höhle führt. Dieser ist etwa in der Mitte des östlichen Bergabhanges, und man erreicht ihn auf einem ziemlich steilen Pfad. Ein kleines hölzernes Häuschen ist darüber gebaut, auf dessen Bänken man ausruhen und sich von der Erhitzung des Weges abkühlen kann. Denn die Temperatur der Höhle ist natürlich kühl, im Winter und Sommer durchaus gleichmäßig, 54 1/2° Fahrh. Hier wird Alles gelassen, was man von überflüssigen Kleidungsstücken etwa an sich hat, vor Allem die Hüte; Damen und Herren versehen sich mit dünnen Shawls und letztere mit Gummi- oder wasserdichten Schuhen, denn es gibt feuchte Stellen in der Höhle, obwohl Mohler's Fürsorglichkeit schon viele mit Sand ausgefüllt. Jeder bekommt ein Licht mit einem blechernen Seitenschirm in die Hand und die Prozession beginnt.“

„Das ist gewiß, daß diese Höhle an Großartigkeit und Wunderbarkeit der Formationen Alles übertrifft, was uns theils durch eigene Ansicht, theils durch Schilderung bekannt war. An Größe steht sie zwar der Scoharie-Höhle in New-York und der Nicojak-Höhle in Georgien, die dritthalb deutsche Meilen, und der Mammuth-Höhle in Kentucky, die über vier solcher Meilen lang ist, sehr weit nach, denn sie mißt im direktesten Kursus nicht mehr als 1600 Fuß, also nicht viel über ein Sechszehntel einer Meile, allein in Hinsicht auf Mannigfaltigkeit und grandiose Schönheit der Tropfstein-Gestaltungen ist sie geradezu einzig. Die herrlichen Basaltsäulen der Singalshöhle von Staffa haben eine gewisse Einförmigkeit, und die seltsamen Versteinerungen der Höhlen von Matloß und Castleton und der Baumannshöhle sind zu kleinlich, um nur mit denen in Weyer's Höhle verglichen werden zu dürfen. Ein gesenkter Gang von höchstens 20 Schritt führt sogleich in den Statuensaal, wo eine Anzahl anscheinender Bildsäulen im Kreise stehen, die sich freilich bei näherer Besichtigung als groteske, formlose Stalagmiten ausweisen, aus einer gewissen Sehweite aber frappant etwas beschädigten Antiken gleichen. Darüber wölbt sich ein Dom, mit glänzenden Stalaktiten ausgeschmückt. Dann hatten wir abwechselnd uns auf erträglich bequemen Stufen hebend oder senkend, auch wohl uns halb kriechend durch dunkle Gänge drückend, nach einander Salomo's Tempel, einen Katarakten, eine Kapelle, einen Thurm von Babel, eine Brautkammer, einen Tanzsaal, eine Washington's-Halle und Lady Washington's-Gemach — kurz, die Anzahl und mannigfache Gestaltung der verschiedenen Abtheilungen dieser Höhle geht in's Unendliche. Die Kirche hat Altar, Orgel, Gallerien; der Tanzsaal, bei einer Höhe von 25 Fuß, eine Länge von 100, eine Breite von 36,

mit einem fast ganz ebenen Boden und einer kleinen Kofen-Höhle, die mit allerlei kleinen Bequemlichkeiten versehen ist, und da doch Alles einen Namen haben muß, nicht unpassend den des Damen-Toiletten-Zimmers (Ladies dressing room) führt. Die Benennungen der verschiedenen Gestaltungen sind, wie sich erwarten läßt, oft absurd und kindisch; oft aber auch im höchsten Grade treffend, und nach einer Ähnlichkeit gewählt, die sogleich Jedem auffallen muß. So lag z. B. auf einem erhöhten Wandrück in der Brautkammer so deutlich ein riesenhafter Kamm und darüber hingeworfen ein Lakon in gigantischen Falten drapirt, daß man hätte schwören sollen, eine edle Jungfrau aus einem der Titanen-Geschlechter der Urzeit hätte einst hier ihre Hochzeit gefeiert und der vergessene Brautschleier und Kamm sei in ewiger Versteinerung zurückgeblieben.“

„Von besonders eindringlicher Wirkung ist Washington Hall, ein ungeheures Gemach, in dessen Mitte sich eine acht Fuß hohe menschenartige Gestalt erhebt, einer im Mantel drapirten Statue so täuschend ähnlich, daß man sich kaum überzeugen kann, daß hier nicht Künstlerhände gewaltet. Einen ganz eigenthümlichen Eindruck macht auch das sogenannte Musikzimmer. Hier senken sich ganz dünne infrastirte Wände von oben bis unten herab, so durchsichtig, daß man das dahinter gesetzte Licht durchschimmern sieht, während auf einige Schläge dagegen, mit dem Blechgehäuse des Lichtes, das Gewölbe von höchst wohlklingenden, vollen orgelhaften Tönen wiederhallte.“

„Die Höhle ist in früheren Zeiten regelmäßig jährlich ein Mal erleuchtet worden, was denn eine Menge Besucher herbeigezogen hat, und wobei auch gelegentlich der Tanzsaal benutzt worden ist. Allein wegen des die Wände schwärzenden Rauchs von den vielen Lampen und auch wegen des Unzugs, den die nicht zu überwachende Menge an den oft wie Spitzen und Nagen zarten Stalaktiten geübt, sind diese Festlichkeiten eingestellt worden. Eine volle Beleuchtung muß diesen unterirdischen Regionen einen magischen Effekt geben.“

Es ist zu bedauern, daß Frau Talsø, sonst in Europa wohl bewandert, die Höhlen des österr. reichischen Karstgebirges weder aus eigener Anschauung, noch selbst aus A. Schmidl's Beschreibungen zu kennen scheint. Sonst würde sie Weyer's Cave ohne Zweifel anstatt mit der Baumanns-Höhle, vielmehr mit der Adelsberger Grotte, diesem größten unterirdischen Wunderwerke der Natur, verglichen haben, dessen Betrachtung einen unvergeßlichen Eindruck auf den Beschauer hinterläßt. — Die Namen der einzelnen Höhlen-Abtheilungen von Weyer's Cave stimmen übrigens überraschend mit ähnlichen Bezeichnungen einzelner Partien der Adelsberger Grotte überein. Der Tanzsaal, den die letztere hat wie die virginische Höhle, wird noch alljährlich für die Bestimmung benutzt, woher der Name rührt.

Verschiedenes.

Interessanter Fund. Vor einigen Tagen wurde beim Abbrechen der Johannes-Kapelle auf der Hohen-Brücke in der innern Stadt in Wien im Altarfundamente eine messingene Büchse mit einer silbernen Gedächtniß-Medaille aufgefunden.

Die Aversseite enthält in einfacher Gravirung die Inschrift: Sub Leopoldi I. gloriosi Commemoratione haec statua S. Joannis Nepomuceni in locum hujus pontis ignoto Veneratoris nomine posita est M. D. C. C. Auf der Reversseite dagegen befindet sich in gleicher Gravirung die Inschrift: Regnante Carolo Sexto Imperatore Magno ex hujus Sancti Cultorum munificentia haec Capella Super aedificata est anno Jubilaei MDCCXXV. Im Rande der Medaille ist eingravirt: Sub Joannis Pauli Frech Civitatis Apologistae incumbencia haec Structura erecta est. Es wurde von dem Magistrats-Präsidium die Verfügung getroffen, daß diese Medaille im städt. Archive aufbewahrt und ebenso von der Hohen-Brücke, welche gegenwärtig wegen Vaufälligigkeit abgebrochen und durch eine neue steinerne Brücke ersetzt wird, eine Abbildung im städt. Archiv hinterlegt werde.

Die Diamantenschleifereien in Amsterdam. Der Hauptplatz für den Handel in Edelsteinen aller Art, namentlich aber in Diamanten, ist seit langer Zeit Amsterdam und wird es vermöge der vorzüglichen Leistungen seiner Schleif-Anstalten, welche sich mit demselben Vortheil einer langen Routine anderwärts nicht leicht neu herstellen lassen, voraussichtlich noch lange bleiben. Amsterdam hat in dieser Beziehung Antwerpen weit überflügelt, wiewohl historisch die Kunst des Diamantenschleifens dort ursprünglich ausgebildet und zu besonderer Vollkommenheit gebracht worden ist. Gegenwärtig findet man in Antwerpen neben einer vor 22 Jahren eingerichteten Dampfschleiferei von dreißig Drehscheiben, welche eine Maschine von sechs Pferdekraft treibt, nur vereinzelte Werkstätten, und der Unterschied der beiderseitigen Fabrikate ist der Art, daß ein erfahrener Juwelier einen in Amsterdam geschnittenen Diamanten von einem Antwerpener Stein auf den ersten Blick unterscheiden kann. Amsterdam zählt fünf Schleif-Anstalten, von denen zwei Privat-Personen, die drei andern aber fast sämmtlichen Diamanthändlern der Stadt gemeinschaftlich gehören. In diesen fünf Etablissements sind etwa 872 Drehscheiben vorhanden, welche von fünf Maschinen zu 6, 40 und sogar 60 Pferdekraft getrieben werden. Die Zahl der Arbeiter beträgt 3000, Spalter, Schneider und Schleifer zusammengerechnet. Die Kosten per Facon betragen durchschnittlich sechs Gulden per Karat. Auf 300.000 Karat beläuft sich die Menge der jährlich in den Ateliers von Amsterdam zur Bearbeitung kommenden Rohdiamanten; auf 1,800.000 Gulden also der Verdienst der Arbeiter. Im J. 1856 betrugen die in Liverpool aus Bahia eingegangenen Sendungen 320.000 Karat, welche sämmtlich nach Amsterdam expedirt wurden. Neben den etwa 40 Engroshändlern und Atelierbesitzern, welche der Platz zählt, beschäftigen sich etwa 10.000 Personen, worunter neun Zehnthheil Juden, mit dem Diamantenhandel. Der jährliche Umsatz desselben beläuft sich auf 50 Millionen Gulden.

Ein großartiges Etablissement. Die Ziegelfabrik des Herrn Miesbach am Wienerberge ist ohne Zweifel das größte Etablissement dieser Art in Europa, und der Besuch jedem Freunde des industriellen Aufschwunges zu empfehlen. Die Fabrik ist gegenwärtig auf einer Area von 177 Joch ange-

legt und für Jahrhunderte mit Thonlagern dotirt, sie zählt 44 Brennösen mit dem Fassungsraume für 3,640.000 Ziegel; ferner Wohngebäude für 2000 Arbeiter, Stallungen auf 200 Paar Pferde; eine Kinderbewahranstalt für 120 und ein Krankenhaus für 60 Individuen, endlich 6 Schanklokalitäten u. dgl. m. Die Erzeugungsfähigkeit der Fabrik beläuft sich auf 60 Mill. Ziegel im Jahre, ungerechnet der Dekorationsziegel, der Thongegenstände und Figuren, welche letztere sogar nach Schweden und Amerika versendet werden. Im Ganzen beschäftigt das Etablissement 2500 Menschen. Der Besitzer, Herr v. Miesbach, sorgt für seine zahlreichen Arbeiter in wahrhaft väterlicher Weise, und es fehlt weder an einer geschmackvoll verzierten Kirche für den Gottesdienst, noch an einem Schulhause für den Unterricht der Kinder.

Abgelagerte Zigarren künstlich zu erzielen.

Die Zigarren werden in ihrem Kistchen auf ein Gitter oder einen Koft über einen Trog oder ein Gefäß gestellt, welche Chlorcalcium in Pulver oder Eisenchlorin oder irgend einen andern, das Wasser stark an sich ziehenden Stoff enthält. Einige Blätter Fließpapier werden auf den Boden des Troges gelegt, um die Feuchtigkeit einzusaugen, und das Zigarren-Kistchen wird mit einem Deckel geschlossen. Die feuchte Luft in dem Kistchen wird von dem betreffenden Stoffe aufgesogen, und die dadurch trocken gewordene Luft in dem Kistchen zieht ihrerseits wieder die Feuchtigkeit aus den Zigarren, die auf diese Art schnell abgelagert werden.

Die Macht der Gewohnheit. Der russische Gesandte, Herr v. Kurakin, erzählt Charles Maurice in seiner „Histoire anecdotique,“ besuchte das Gefängniß von St. Lazare in Paris und hielt in dem Augenblicke, als er in den Theil des Gefängnisses trat, wo die wegen Diebstahls eingeschlossenen Weiber waren, seine goldene Schnupftabakdose in der Hand. Eine von den Frauen, die dies sah, fiel in Ohnmacht. Als man sie wieder zu sich gebracht hatte, fragte man sie, was einen so überwältigenden Eindruck auf sie gemacht habe. „Es ist schrecklich,“ sagte sie, „eine goldene Dose zu sehen und nicht im Stande zu sein, sie zu nehmen.“

In dem mineralogischen Museum in Wien befindet sich ein Juwelenstrauß, der jedoch nicht, wie allgemein angenommen wird, das Eigenthum der Kaiserin Maria Theresia und ein Geschenk ihres Gemals, sondern im Gegentheil eine Gabe von Ersterer an Letztern war. Die im Bouquet befindlichen Juwelen hatte Franz I., ein großer Liebhaber von Steinen, ungefaßt in Schalen stehen; er hatte oft den Wunsch ausgesprochen, die Juwelen zu verwenden. Als er nun einmal auf längere Zeit abwesend war, wollte ihn die Kaiserin überraschen. Der Juwelier erhielt den Auftrag, die Kleinodien zu einem Strauß zu fassen, mit der Erlaubniß, die noch hinzuzunehmen, welche das Werk erfordere. Bei der Rückkehr des Kaisers fand er auf seinem Tisch unter einem Glaskästchen das Juwelen-Bouquet. Feenartig strahlt es jetzt im Museum in einer eigenen kleinen Nische in einem Krystallglas; in der Mitte der große berühmte Smaragd, daneben die Rose, sämmtliche Blüten mit trefflich gearbeiteten Schmetterlingen und Käfern aus Edelsteinen bedeckt; selbst die Spinne ist nicht vergessen.

Korallen gibt man die verlorene rothe Farbe wieder, wenn man dieselben in einer gut schließenden Schachtel neben einem offenen Fläschchen mit Salmiakgeist ein Paar Tage hindurch aufbewahrt. Die durch die Säuren des Schweißes gebleichten Korallen bekommen durch das flüchtige Alkali, welches die Säuren bindet, die ganz frische ursprüngliche Färbung wieder, ohne den geringsten üblen Geruch beizubehalten.